

Johannes V. Jensen

HIMMERLANDSVOLK

Aus dem Dänischen von Ulrich Sonnenberg

Mit einem Nachwort von
Carsten Jensen

GUGGOLZ

Titel der Originalausgabe:
Himmerlandsfolk
(Kopenhagen 1898)

Der Verlag bedankt sich für
die großzügige Unterstützung durch die
DANISH ARTS FOUNDATION

Ulrich Sonnenberg dankt dem Deutschen Übersetzerfonds
für die großzügige Unterstützung seiner Arbeit an der
vorliegenden Übersetzung

Erste Auflage Berlin 2017

© 2017 Guggolz Verlag, Berlin

© der Textgrundlage:

Johannes V. Jensen & Gyldendal, Kopenhagen 1898/1908.

Veröffentlicht mit der Zustimmung der
Gyldendal Group Agency

Guggolz Verlag

Gustav-Müller-Straße 46, 10829 Berlin

verlag@guggolz-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Korrektorat: Kristina Wengorz

Druck & Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Umschlag: Mirko Merkel und Daniel Wagner

ISBN 978-3-945370-12-4

www.guggolz-verlag.de

OKTOBERNACHT

Vor vielen Jahren saßen drei Gäste in der Schankstube eines Wirtshauses an der Landstraße nach Aalborg in Himmerland. Es war zehn Uhr abends. Die Schankstube war ungemütlich, die Tür ins Dunkle stand offen. Die drei Männer veranstalteten einen gewaltigen Lärm, sie prahlten mit lauten, von Wind und Wetter rau gewordenen Stimmen und ließen die Deckel ihrer Bierkrüge klappern. Es handelte sich um kräftige, bärtige Burschen, die hohe Schaftstiefel, Stoßdegen und Dolche trugen. Soldaten ließen sich damals anwerben, Landsknechte nannte man sie.

Diese drei zogen nach Aalborg zu ihrem Hauptmann, von dem sie ihr Handgeld bekommen hatten. Ein weiter Weg lag bereits hinter ihnen, und sie wollten noch die ganze Nacht weitermarschieren, daher rasteten sie in dem Wirtshaus und tranken Bier. Vermutlich Braunschweiger Mumme. Zwei waren alte Gesellen mit grau gesprenkelten Bärten, der Dritte indes war ein junger Lockenkopf, der noch keinen Bauch angesetzt hatte. Seine Stimme klang heller als die der anderen, und er lachte auch mehr. Seinen Flüchen war ebenfalls anzuhören, dass er ein junges Blut war, er fluchte ausgiebig und reichlich und beließ es nicht wie die anderen bei einer einzigen, sich ständig wiederholenden Gotteslästerung.

Es waren unanständige Dinge, über die sich die Landsknechte so lautstark unterhielten, deshalb ihr Eifer und

daher die lebhaften und blumigen Flüche des jungen Landsknechts.

Denn dass das Gespräch unanständig war, mit anderen Worten, dass es um Frauen ging, war damals nicht anders als heute.

Der junge Landsknecht brüstete sich mit genossenen Gunstbeweisen, wand um einige verblasste Erinnerungen frische Kränze aus lobenden Worten, flocht Seidenbänder der Wehmut hinein und begleitete alles mit provozierendem Zungenschmalzen. Die beiden Alten saßen auf der Tischkante und bekundeten ihre Skepsis durch höhnisches Gelächter.

Als sie am lautesten johlten, kam der Wirt herein und bat sie ergebenst, ihre Stimmen zu dämpfen. Mit Verlaub – aber er habe ein Kind, ein krankes Kind, das den Lärm nicht ertrage.

Es bat in aller Sanftmut, um die Gäste nicht zu erzürnen.

»Was fehlt seinem Kind denn?«, erkundigte sich einer der Landsknechte leiser.

Der Gastwirt erklärte – und berief sich dabei auf die Heilige Schrift –, dass es sich wohl um die Fallsucht handle.

»Ach herrjeh!«, sagte der junge Landsknecht. Er schnipste mit den Fingern und drehte sich sofort wieder um.

Von nun an unterhielten sie sich leiser. Gegen elf brachen sie auf und zahlten ihre Zeche, um weiterzumarschieren. Als sie vor die Tür traten, hatte es aufgehört zu regnen, und der Mond schien auf die nasse, aufgeweichte Straße.

Der junge Landsknecht ging ein paar Schritte hinter den anderen, und als er an einem der Fenster des flachen Hauses vorbeikam, sah er Licht im Zimmer. Eine Tür wurde geöffnet, und der Wirt trat mit einer Kerze in der Hand

ein. Das Zimmer war klein, jemand lag dort im Bett, er sah ein längliches, blasses Gesicht mit dunklen Haaren um zwei dunkle Augen – ein kümmerliches, kleines Mädchengesicht. Dann war er am Fenster vorbeigegangen.

Das war wohl die Kranke, dachte er und lief den beiden anderen hinterher.

Der Wirt war Witwer und hatte nur diese eine Tochter. Sie hieß Lisbeth und war seit dem Frühjahr krank und schwach. Sonderlich gesund war sie nie gewesen, doch nun war sie sechzehn Jahre alt und würde wohl auch kaum älter werden.

Nachdem der Vater nach ihr gesehen hatte, verschloss er die Türen, legte die Riegel vor und ging zu Bett.

Um das abseits der einsamen Landstraße gelegene Haus war kein Laut mehr zu vernehmen.

Lisbeth hörte jetzt nur noch den Wind. Er hatte irgendeinen Spalt am Haus gefunden, um darin ausgiebig zu singen und zu pfeifen. Lange stieg er nach und nach zu einer dünnen, singenden Klage an, fiel dann ab, wimmerte ein wenig allein vor sich hin, erhob sich wieder und erreichte mit einem ungeduldigen Ruck den Höhepunkt seines einsamen Jammers, bis er erneut trostlos in sich zusammenfiel. Der Wind fuhr durch das Stroh, das aus den Torfsoden auf dem Dachfirst herausragte, und klopfte bisweilen weich an die Scheiben. Einsame Regentropfen fielen in langen Abständen von der Dachtraufe auf die Steine.

Lisbeth dachte an das große verwegene Gesicht, das sie vor dem Fenster gesehen hatte. Sie hatte solche Angst gehabt ...

Vermutlich war es einer von denen gewesen, die in der Schankstube gelärmt hatten. Nun marschierten sie in der

Dunkelheit der Nacht die Landstraße entlang und waren bereits weit fort. Sicher zogen sie in den Krieg.

Lisbeth richtete sich leise auf, beugte sich vor und blickte hinaus. Dunkle Wolken trieben um den Mond, der auf die nasse Straße schien. Weit konnte sie in der Dunkelheit nicht sehen. Kalt und traurig sah diese klare Mondnacht aus; und sie glaubte, den Wind über die feuchte Erde fegen zu sehen, denn sie sah, wie die Wolken trieben.

Ermattet fiel Lisbeth zurück in ihr Bett.

Umgeben von der Leere der Nacht, in der die Zeit nur von dem einsamen, jämmerlichen Pfeifen des Windes in den undichten Türen erfüllt wurde, gingen ihr Gedanken durch den Kopf – wie Graskeime in unfruchtbarem Sand, wie Blasen, die der Schnauze eines neugeborenen Kätzchens entsteigen, wenn es hilflos zappelnd zu trinken versucht. Hin und wieder hatte sie etwas gehört, Nachbarn Grete hatte etwas erzählt, anderes hatte sie in der Schankstube aufgeschnappt.

Sie dachte dabei auch an den großen Soldaten, dessen Gesicht sie gesehen hatte, und ihre Seele spross wie eine zarte Lilie, allerdings nicht weiß, sondern blassgrün.

Lisbeth lag still, sie war hellwach, sie blickte hinaus in die Nacht und atmete lautlos.

Der Wind pfiff noch immer, aber in ihren wirren, ängstlichen Träumen hörte sie nichts.

Es war tiefe Nacht, als Lisbeth sich leise und vorsichtig aufrichtete und auf einen Arm stützte. Lange lauschte sie, doch da alles totenstill war, legte sie sich wieder hin, schob zögernd ihre Decke beiseite und blieb eine Weile mager und ausgezehrt im schwachen Mondschein liegen – wie eine blass schimmernde weiße Rosenblüte, die halb geöffnet welkt und sich dem Staub entgegenneigt.

Sie fing an zu husten, kroch unter die Decke, lag ganz still da und starrte wieder hinaus, bis der Mond verschwand und die Wolken in dem heraufziehenden Tag langsam grau wurden.

Die drei Landsknechte aber waren in raschem Tempo auf der Landstraße nach Norden weitermarschiert.

An der nördlich gelegenen Furt plantschten sie munter in ihren guten Stiefeln durch das flache Wasser. Weiter ging es durch das Tal und über eine Anhöhe.

Etwa eine Meile vom Gasthaus entfernt gerieten einer der Alten und der Junge, der auf den Namen Jørgen hörte, über irgendetwas für einen Landsknecht Wesentliches in Streit.

Sie fluchten aus vollem Hals und spuckten Gift und Galle. Schließlich zogen sie ihre Waffen und gingen aufeinander los.

Im Heidekraut neben der Straße fochten sie es aus, der dritte Landsknecht sah zu.

Jørgen war erbittert und fest entschlossen, seinen Gegner zu töten. Daher kam es ihm grenzenlos sinnlos und geradezu naturwidrig vor, als er sich in einem kurzen, plötzlichen Moment schutzlos zeigte und die böse Klingenspitze auf sich zukommen sah – blitzschnell und unter Aufbietung all seiner Willenskraft dachte er über die Möglichkeit nach, gnädig davonzukommen – doch in diesem Moment spürte er bereits die Spitze durch sein Wams dringen, den Stich, die eisige Schneide und einen quälenden Schmerz tief im Rücken. Erst jetzt setzte er seine Absicht in die Tat um und wich zur Seite aus; aber im selben Augenblick verließen ihn die Kräfte und er stürzte zu Boden. Und als der andere die Klinge herauszog, krümmte sich Jørgen mit einem Aufschrei zusammen.

Die beiden anderen setzten ihren Weg nach Norden fort und ließen ihn mit einer tödlichen Stichwunde durch die Lunge liegen.

Jørgen verstand nicht recht, was geschehen war, denn innerhalb einer Sekunde musste er plötzlich mit dem entlegensten und unmöglichsten aller Gedanken vertraut werden. Als es ihm schließlich jedoch klar wurde, hatte er das Gefühl, total verändert, gleichsam verwandelt zu sein. Rasch erhob er sich – der Schmerz war unerträglich –, doch er achtete nicht darauf und starrte den beiden Gestalten nach, die allmählich in der Dunkelheit verschwanden. Er war vollkommen fassungslos.

Ließen sie ihn *tatsächlich* zurück? Ja, ohne sich umzudrehen, Jørgen war geradezu blind vor rasendem Hass und Zorn.

Er ließ sich zurück ins Heidekraut fallen und krümmte sich unter dem Schmerz, der sich durch seinen Körper fraß und bohrte, und als er sich wieder aufrichtete, spürte er, wie die an seinem Körper klebenden Kleider sich von der Haut lösten. Na vielen Dank! Er war blutüberströmt, und überdies lief das Blut auch noch munter ins Heidekraut. Als er das Wams aufknöpfen wollte, waren seine Arme steif wie vor Kälte – er erschreckte sich wahnsinnig, sah sich in der Dunkelheit um und mochte es nicht glauben.

Er lag am Fuß eines kleinen Hügels und meinte mit einem Mal, dort hinaufzumüssen. Kriechend und krabbelnd gelang es ihm, aber unterwegs wurde er regelrecht demütig, so kraftlos war er. Als er oben zusammensank, war ihm alles vollkommen egal. Er lag ganz still auf dem Rücken, überlistete dadurch den grausamen Schmerz in der Brust und spürte, wie wohltuend und bequem seine müden Beine ruhten.

Als er so ruhig dalag, begann er, über die Dinge nachzudenken.

Er hörte den Wind, der über die Spitzen des Heidekrauts strich, die steifen Zweige ein wenig tanzen ließ und mit einem gedämpften Flüstern und Rascheln von ihnen abließ. Die Wolken trieben am Mond vorbei, alles war wie gewöhnlich. Aber in Jesu Namen! Es war doch blutiger Ernst, er sollte sterben. Einen Augenblick wuchs in ihm eine einzige lamentierende Anklage. Dann dachte er wieder vernünftig, eifrig, hastig, er musste sich über so viele Dinge klarwerden. Doch in der Hast geriet alles durcheinander, irrelevante Gedanken und Erinnerungen flogen ihn in hitziger Verwirrung an. Ein Krampf in der Brust verjagte das Ganze – er stöhnte halblaut auf.

Sollte es denn hier vorbei sein, so schien es ihm, dann wäre alles andere sinnlos gewesen. Nein, sein ganzes Leben war nichts im Vergleich mit diesem Moment, als er hier lag und in aller Ewigkeit den Wind leicht über das Heidekraut säuseln, rauschen und seufzen hörte.

In Rendsburg hatte er ein Glas Wein getrunken, dann war ihm der Hut vom Kopf gefallen und die Kreidepfeife zerbrochen – damals im Wirtshaus –, wozu das alles? Warum hatte er sich bei dem Waffenschmied in Lübeck so große Mühe gegeben? Und warum hatte er seinen Bart gepflegt und jeden Tag gehofft, dass er länger würde? Warum hatte er Blut im Leib, wenn es nun aus ihm herausfloss? Einen Augenblick lang hätte Jørgen herzlich gern gelacht, als hätte er jemanden zum Narren gehalten, der sich seiner wirklich angenommen hatte – als hätte er ihn richtig an der Nase herumgeführt. Dann aber schoss Jørgen der Gedanke an Gott durch den Kopf, und er fing an, flüsternd zu beten.

Der Wind kam vorbei und trug sein Flüstern ein paar Schritte weiter, vereinte es mit dem Rauschen des Heidekrauts und den Geräuschen der Nacht, zerstreute dann alles und sauste davon.

So starb der Landsknecht Jørgen einsam und allein, und der Mond schien breit lächelnd auf ein weißes, erstarrtes Gesicht, auf den Ausdruck eines unbeantworteten Angstschreis, auf ein Bild von Verlassenheit und Jammer.

Jørgen lag still auf dem Rücken, aus einiger Entfernung hätte man ihn für einen länglichen grauen Stein halten können. Das Heidekraut verdeckte ihn halb, die widerborstigen Spitzen nickten und wippten. Hin und wieder trieben dunkle Wolken mit fahlen Rändern über den Mond. Das Land war einsam und kaum bewohnt, es erstreckte sich in flachen, ermüdenden, mit Heidekraut überzogenen Wölbungen.

Der Wind strich auf seiner langen, ziellosen Wanderung darüber hin. Er raschelte in den Spitzen des Heidekrauts, nestelte ein wenig im Haar des Landsknechts und jagte dann weiter, um an irgendeinem anderen Ort einen Türspalt zu finden, in dem sich singen und pfeifen ließ.

INHALT

HIMMERLANDSVOLK

OKTOBERNACHT	5
DREIUNDDREISSIG JAHRE	13
CECIL	35
SONNTAGMORGEN	48
DER JÄGER AUS LINDBY	63
ELSES HOCHZEIT	77
IN DER DUNKELHEIT	85
STILLES WACHSEN	98
DER AUSSIEDLERHOF	107
THOMAS VOM BRÜCKENHOF	115
EIN BEWOHNER DER ERDE	136
MORTENS HEILIGABEND	146

ANHANG

ANMERKUNGEN	157
EDITORISCHE NOTIZ DES ÜBERSETZERS	165
»DAS LEUCHTENDE GROSSE AUGE DES KLEINEN DÄNEMARK«	
NACHWORT VON CARSTEN JENSEN	168
BIOGRAFIEN	180